

Abhandlungen.

Sitten und Gebräuche der Hamrán.

Von M. Eckardt.

Nachstehender Schilderung lag die Absicht zu Grunde ein flüchtiges Bild der Sitten und Gebräuche jener Fremdlinge zu geben, die in Folge der Bemühungen des bekannten Thierhändlers Herrn Carl Hagenbeck mit einem grossen afrikanischen Thiertransport im Sommer d. J. (1876) von den fernen Ufern des Setit in Hamburg eintrafen, um für einige Zeit das Land der Gjaurs mit ihrem Besuche zu erfreuen.*)

Schon der Geograph Agatharchides (200 v. Chr.) erwähnt in seiner, leider verloren gegangenen, auszugsweise jedoch in des Bischofs Photius von Constantinopel (gest. 891) Myriobiblon mitgetheilten, Geographie des rothen Meeres eines Jägervolkes, das seit lange am Astaboras (Atbara) lebe und die Elephantenjagd nur mit dem Beil betreibe. Wenngleich im Laufe der Zeit die Bevölkerung jener Gegend wechselte, so findet sich diese Jagdart mit geringen Aenderungen noch

*) Herr Hagenbeck brachte im Juli 1877 mit einem weiteren Thiertransporte abermals eine Anzahl Nubier nach Europa und zwar diesmal 5 Hadendoa, 2 Hamrán, 2 Hallengui, einige Takruri und einen Bazen, die mit 24 Dromedaren, 4 afrikanischen Elephanten, 3 Rhinocerossen, 8 Büffeln, 8 Giraffen, 6 grossen Straussen, Affen, Hunden etc. anfangs in Hamburg, dann in Paris und später in London gezeigt wurden und überall das grösste Interesse erregten.

heute bei den Hamrán, die das Land nördlich vom Setit, östlich vom Atbara und westlich von Bazen bis gegen Gira am Setit bewohnen und deren Stamm jene Gäste angehören. Fälschlich führen die Hamrán (sing. Hamri) den Namen »Araber«; sie stammen jedoch nicht von den Syroarabern, sondern sind gleich ihren Nachbarn den Bischarin, Hadendoa und Hallengui, Bedschah, die nach Lepsius Abkömmlinge der Bewohner des altaegyptischen Meroë sind, wie denn auch der Name der Scharis (Bischarin) häufig auf altaegyptischen Denkmälern genannt ist. — Das Land hat nach Norden zu den Charakter der Steppe, aus der sich hie und da ein Hügel oder Bergrücken erhebt. In dem sehr eisenhaltigen Boden findet der Eingeborene an manchem Stellen schon in 6 Fuss Tiefe das geschätzte Erz, das er mit seinen primitiven Werkzeugen oft auf so kunstvolle Weise verarbeitet, dass es ihm ein europäischer Handwerker kaum nachthun würde.

Weithin ist die Fläche mit häufig an 8 Fuss hohem Gras bedeckt, namentlich jenem, allen Reisenden verhassten »Ascanit«, dessen klettenartige Samenkolben bei der geringsten Berührung feine gelbe, das dichteste Zeug durchdringende Stacheln fahren lassen; ferner findet sich das Esseik der Araber, Riedgras und andere dornige, quälende Gräser und Pflanzen. Dazwischen erheben sich einzelne Mimosenarten und eine Leguminose, der Nabbukstrauch, das sogenannte »Murdj« der Eingeborenen, dessen dürres Holz ihnen als Feuerzeug dient. (Sie schneiden in ein Stück trockenen Holzes eine Kerbe, spitzen einen zweiten Stock zu, setzen ihn mit der Spitze in die Kerbe und bringen ihn mit den Händen in schwirrende Bewegung. Durch die fortgesetzte Reibung entsteht ein dunkles, brandig riechendes Pulver, das sich bald in Kohle unwandelt und zu glühen beginnt. Nun wird diese in einem alten Lappen oder dürrerem Durrhastengelwerk aufgefangen, angeblasen und einige Male kräftig in der Luft herumgeschwungen, nach wenigen Minuten bricht eine helle Flamme hervor. Eine andere Methode Feuer zu erhalten ist folgende: Auf ein Stück trockener mit einer Höhlung versehener Baumrinde wird dürres Gras etc. gelegt, ein zugespitzter Stock durch dieses in die Kerbe gesetzt und nun schnell zwischen den Händen gedreht.

Nach wenigen Minuten ist die Flamme entfacht.) Zuweilen bildet der Nabbukstrauch kleine Wäldchen, auch noch andere fruchttragende Gesträuche sind vorhanden, zwischen denen die kunstvollen Bauten der Termiten gar seltsam hervorschauen. Ein reiches Thierleben, das wir später genauer kennen lernen werden, belebt das Ganze.

Zur Zeit der Dürre, in den Monaten Februar bis Mai oder Juni, ist jedoch Alles erstorben. Sonnenverbrannt hängen Büsche und Gras, soweit das Auge reicht kein grüner Fleck; alles erscheint in demselben goldgelben Schimmer. Die Thiere sind entflohen, wo der leichtfüßige »Ariel« hauste, treibt jetzt ekelhaftes giftiges Gewürm sein Spiel. Weit und breit ist kein menschliches Wesen zu entdecken, denn die Nomaden der Steppe haben ihr Lager unmittelbar am Ufer des Setit und Atbara aufgeschlagen. Doch nicht lange, da unwölkt sich der Horizont im Süden, finstere Wolkenmassen ballen sich zusammen, gleich einer Mauer bis zur Erde herabreichend. Mit Windeseile ziehen sie empor. Blitze durchzucken die Luft, der Donner rollt ununterbrochen und unter wolkenbruchartigem Regen bricht ein furchtbarer Orkan los. Schon bei den ersten herannahenden Wölkchen eilt der Nomade auf seinem flüchtigen Hedjihn, dem edlen Reitkamel, hinaus in die Steppe und zündet den Graswald an. Der herankommende Wind jagt das gefräßige Element vor sich her und bald ist, soweit das Auge reicht, nur noch eine schwarze Fläche zu erkennen aus der sich noch hie und da ein brennender Baum erhebt; der Regen fällt und aus der fruchtbaren Asche, die den Boden bedeckt, erwacht die Natur zu neuem Leben. Schon nach 48 Stunden keimt überall frisches Grün hervor. Die Bäume schlagen wieder aus, den Aesten und Zweigen der Mimosen entquillt das arabische Gummi, balsamische Wohlgerüche füllen die Lüfte, überall kehrt Lebens- und Liebeslust zurück. Der Ruf des Nashornvogels mischt sich mit dem des Würgers, Glanzdrosseln, Kibitze hüpfen umher, Webervögel arbeiten emsig an ihren kunstvollen Nestern, Adler durchgleiten die Luft, nach Beute spähend. Die Rinder, Ziegen etc. der Nomaden erfreuen sich der schönen Weide, mit ihnen die Gazellen, denen der behende Leopard nachschleicht. In der

Dunkelheit erscheinen die grösseren Raubthiere, Löwen, Hyänen, Schakale gehen ihrer Nahrung nach. Am frühen Morgen zeigt uns lautes Stampfen an, dass Elephanten und Nashörner zur Tränke gehen. Die häufigen, von heftigen Gewittern unterbrochenen Regen, bringen jedoch bald mancherlei Widerwärtigkeiten, denn das schnell verdunstende Wasser bringt das Fieber in das Zelt des Eingeborenen, Musquitos stürzen sich auf die Menschen, die Sirutfiegen quälen die Thiere. Nachts umschleichen Raubthiere die Heerden, dann und wann springt auch wohl ein Löwe über den Dornwall, einem Stier den Halswirbel zerbeissend und ihn mit sich schleppend, wohl wissend, dass der nur mit einer Lanze bewaffnete Hirte ihm gegenüber fast wehrlos ist. — Das ist in kurzen Umrissen das Land, in dem die Hamrán seit lange ihren Wohnsitz haben.

Sehen wir uns nun das Volk, die Wohnungen, ihre Sitten und Gebräuche an, so tritt bei ihnen eine grosse Aehnlichkeit mit den Vollblutarabern hervor. Die Sprache ist das Bedaie, wird jedoch durch das vulgärarabische immer mehr verdrängt.*) Die durchschnittliche Grösse der einzelnen Individuen ist 5—6 Fuss. Der Wuchs sehr schlank, der Hals ziemlich dünn, die Schultern zierlich gerundet, die Arme nicht sehr muskulös und unverhältnissmässig lang. Die Hüften etwas breit. Während die Oberschenkel wohl proportionirt, sind die Beine sehr wadenschwach und gekrümmt, vielleicht ist dies eine Folge des Hockens der Kinder bis zum 2ten und 3ten Jahre auf den Hüften der Weiber und der Gewohnheit oft viele Stunden auf dem Boden zu knieen. Hände und Füsse sind zierlich, die Fusssohle ausgehöhlt. Der längliche Kopf ist nach hinten zuweilen etwas gewölbt. Die Stirn ziemlich hoch, oben unbedeutend zurückweichend. Feurige tiefliegende Augen werden von starken Augenbrauenbögen überragt. Die Nase ist meistens schmal, vorspringend, an den Flügeln etwas dick. Der Mund mit den schneeweissen Zähnen, geputzt mit der in zarte Fasern zersplitternden Wurzel eines Strauches, hat fleischige aber nicht auffällige

*) Ueber das Bedaie finden sich u. A. nähere Angaben in Werner Munzinger's Ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864, S. 339—369.

dicke Lippen. Das Haupthaar ist tiefschwarz, wenig gekräuselt und in Gestalt eines Büschels auf dem Mittelpunkt des Kopfes befestigt. Mit gekautem Schafnierenfett wird es gesalbt, eine hölzerne neun Zoll lange geglättete Nadel oder die Mittelrippe eines Palmlattes dient zum Ordnen und zur Ruhestiftung unter den zahlreichen Bewohnern. Fett ist das Hauptbedürfniss der Hamrán, ohne solches wären sie unglücklich, auch ist es eine Nothwendigkeit, die Haut stets mit diesem einzureiben, da sie sonst durch die Einwirkung der Sonne rauh, grob und hässlich wird. In diesen, wie in so manchen anderen Gebräuchen ähneln sie den Völkern der Bibel. Psalm 133, 2 heisst es: »Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Aaron's herabfliesst in seinen ganzen Bart, der herabfliesst in sein Kleid«, und ferner Psalm 104, 15: »Und seine Gestalt schön werde vom Oel« etc.

Die bronzene bis dunkelbraune Haut bedeckt eine mit einzelnen rothen oder blauen Streifen verzierte Tola, die plaidartig übergeworfen oder nur um die Hüften befestigt wird. Die Sandalen an den Füßen werden durch Riemen um die grosse Zehe befestigt, rothlederne Schnabelschuhe tragen hauptsächlich nur die Schechs. An den Oberarmen sind häufig ausser einem kleinen Dolch, grüne Lederkapseln, Amulette enthaltend, befestigt. Von der linken Schulter hängt an einem ledernen Riemen der runde oder längliche mit Rhinoceroshaut oder Giraffenfell etc. überzogene Schild herab, der an der Innenseite mit einem ledernen Griff und einer Ausbuchtung versehen ist. Die rechte Hand trägt die mit Eisen beschlagene und mit einer eisernen Spitze versehene, verzierte Lanze oder das in rothlederner Scheide steckende, zweischneidige, gerade Schwert, auf dessen Schärfe und Behandlung die grösste Sorgfalt verwendet wird. Die vorzüglichen 3 Fuss langen 1 Zoll 5—7^{'''} breiten Klingen sind fast durchgängig Solinger Fabrikat und werden via Cairo durch die überall umherstreifenden Griechen nach dem Atbara gebracht. Der kreuzförmige, einfache 5 Zoll grosse Griff ist mit dünner Baumrinde und Leder bewickelt. Stets ist die Waffe haarscharf, im Kampf wird nicht mit dem Schwert parirt, sondern mit dem Schild. Zuweilen ist die Klinge auch noch einige Zoll weit mit Schnur

umwunden, da die Linke den Griff und die Rechte, dem Hieb grösseren Nachdruck zu geben, das Blatt umfasst. Die Schwerter der Schechs sind häufig auf's Schönste verziert. Gute Klingen vererben sich vom Vater auf den Sohn, von Kind zu Kindeskind; man findet daher sehr häufig alterthümliche schön gearbeitete Waffen, deren Geschichte der derzeitige Inhaber bis in die Einzelheiten kennt. Kleine krumme Messer dienen mehr als Handgeräth.

Die Knaben gehen bis zum 5ten und 10ten Jahre in ihrer Naturkleidung umher, die Mädchen dagegen erhalten im dritten Jahre einen kurzen Schurz aus Lederschnüren, den Rähhäd, um die Hüften und werden mit Amuletten etc. überladen; mit dem 5ten oder 7ten Jahre findet unter grossen Feierlichkeiten die Beschneidung statt. Das Klima entwickelt den Körper rasch, schon mit 13 Jahren verheirathet sich die Schöne. Der oft kaum 15jährige Bräutigam muss bei der Werbung an sie, wie auch an den Vater eine gewisse Abfindungssumme resp. Geschenke, den Mahhr, geben. Das Mädchen wird dann in die Wohnung ihres Erkorenen gebracht, während die geladenen Gäste bis in die Nacht hinein ihrer Freude durch Trommel schlagen, klimpern auf der Rhababa, der überall im Sudän gebräuchlichen Guitarre,*) Bil-Bil und Merissa trinken etc. Ausdruck geben. Auch werden Scheingefechte und Jagden improvisirt, denen zuzuschauen ein Vergnügen ist. Vollständig bewaffnet, mit gezücktem Schwert, treten die schlanken Gestalten heran, wählen sich durch Anschlagen der Schilde einen Gegner und beginnen durch das Schlagen der Rhababa begeistert den Kriegstanz, ihren Feind dabei nicht aus den Augen verlierend. Immer wilder werden die Bewegungen, das Auge glüht vor Lust, die Schwerter zittern in den Händen. Einen Moment springen sie einem Panther gleich auf den Feind, drehen sich in der Luft herum und kauern dann auf den Boden nieder, durch die Lanzeneinlage am Schild den Gegner beobachtend.

Verheirathet sich die Tochter eines Schechs, so wird

* Ein halber Kürbis mit einem Stück ungegerbten Leder überzogen und mit 5 Saiten aus Thiersehnen bespannt.

sie nicht in das Zelt des Erwählten geführt, sondern, wie Marno berichtet, der 1867 einige Tage in einem Dorfe der Hamrán zubrachte, dieser zu ihr. Und zwar wird ausserhalb der Seriba, jedoch in nächster Nähe des Lagers ein eigenes hübsches Zelt aus vollständig neuem Material aufgeschlagen, in das die verhüllte Braut gebracht wird, um des Bräutigams zu harren. Dieser erscheint an der Spitze seiner Freunde zu Pferde, von den um das Zelt stehenden Slavinnen mit schrillen Ulululu-Schreien, Werfen von Erdklössen, Kuhdünger, schlagen mit Dornbüschen etc. empfangen. Durch diese Ceremonie soll ausgedrückt werden, der Mann müsse sich die Frau erkämpfen. Endlich wird er als Sieger anerkannt und nun unter schauerlicher Musik in das Zelt geführt. Es beginnen die Festlichkeiten, die 3—4 Tage hindurch anhalten und nur von Sonnenaufgang bis 4 Uhr Nachmittags unterbrochen werden, da sich bis zu dieser Stunde Alles dem Schläfe überlässt. —

Ist ein Mitglied des Stammes gestorben, so finden ähnliche lärmende Scenen statt. Das Geheul der Slavinnen des Verstorbenen, ihre wilden Tänze, der ganze Anblick dieser mit Asche und Staub bedeckten schwitzenden Gestalten ist schauerlich.

Ogleich Vielweiberei erlaubt ist, machen doch nur Wenige davon Gebrauch.

So schön die heranwachsenden Mädchen sind, so hässlich werden sie nach dem ersten Wochenbett. Runzeln durchziehen das Gesicht, die Brüste hängen schlaff herab, so dass sie bei der Arbeit durch Bänder zurückgehalten werden müssen und beim Säugen dem, auf dem Rücken der Mutter hockenden Wesen über die Schulter gereicht werden können. Die Sitte gebietet, dass eine jede Frau ihr eigenes rohes Mattenzelt hat, oder mindestens eine eigene Abtheilung im Zelt, wohinein selbst der eigene Mann nicht treten darf, wenn der Eingang verhangen ist. Im Boden derselben befindet sich ein kleines Loch, das für die Toilette nothwendig ist. Es wird nämlich glühende Asche hineingeschüttet und mit Specereien, Moschus etc. bestreut, die Frau entkleidet sich, deckt über ihren Rücken jedoch eine Decke die bis zur Erde reicht und kriecht nun über die Kohlen, den emporsteigenden Duft durch die geöffneten Poren gleichsam einsaugend.

Die aus Fasern der Dumpalme angefertigten Mattenzelte sind vorne niedrig, hinten hoch. Zwei bis vier Zoll starke rohe Baumstämme tragen die 2—2½ Ellen breiten, 8—10 Ellen langen Matten. Die innere Einrichtung ist sehr einfach, sie besteht nur aus einem Angaröb, (ein schmaler, von Füßen getragener Rahmen, auf diesem eine Rohr- oder aus dünnen Zweigen zusammengeflochtene verzierte Matte), als Schlafstelle dienend, bildet das ganze Meublement. Eingeflochtene Strausseneier hängen als Zierrath von der Decke herab. Eine Murhákə (zwei Steine zum Zerreiben der Durrhakörner), eine Girbe (der lederne Wasserschlauch), muldenförmige aus Palmblattstreifen und Fasern, Weizenstroh und grünem Leder, kunstvoll geflochtene Teller mit dem Tübäkh, einen niedern Aufsatz von derselben Beschaffenheit bedeckt, wasserdicht geflochtene Milchgefäße, sowie ein bombenförmiges irdenes Kochgeschirr, einzelne Kürbisschalen und Becher aus Rhinoceroshorn und Nuss gefertigt, bilden das weitere Inventar.

Die Nahrung ist sehr einfach, ihre Zubereitung erfordert jedoch die angestrengteste Thätigkeit der Frauen, denen sie ausschliesslich überlassen bleibt. Beim Backen der hauptsächlichsten Speise, des Durrha oder Dochnbrottes, zerreibt die Frau im Knien mit den erwähnten zwei Steinplatten, vorerst die Körner, giesst von Zeit zu Zeit zwecks Erweichung etwas Wasser hinzu und sammelt den groben Brei in einer am unteren Ende der Platte angebrachten Vertiefung. Erst nach zwei- oder dreimaliger Bearbeitung ist der Brei tauglich und wird dann nach einigen Tagen auf einer Thonplatte oberflächlich geröstet, mit Fett eingerieben und über gelindem Feuer erwärmt. Der dünne Fladen bleibt in der Mitte stets schliffig und klebrig, hängt sich beim Kauen zwischen die Zähne und verleidet oft schon durch seinen Anblick den Appetit. Als Suppe wird ein Absud dickschleimiger Uëka mit Brotbrocken, getrocknetem Fleisch und sehr vielem spanischen Pfeffer genossen. Oder es wird die etwa ¼ Zoll dicke Schale der Frucht der Dumpalme zerrieben und mit Milch zu einer Suppe gekocht, die stark nach Pfefferkuchen schmeckt. Das Lukhmě ist der steifgekochte Brei der Durrhakörner, zubereitet mit Zwiebelbrühe und saurer Milch. Geröstete Durrhafladen dienen als Löffel,

bei den Schechs jedoch findet man theilweise knöcherne, oder von Perlmutter gearbeitete und mit Silber verzierte. Die Speise wird mit der Hand zum Munde geführt und zwar soviel, als darin untergebracht werden kann. Nach dem Essen werden die Finger einzeln, unter lautem Schnalzen abgeleckt, dann Hand und Mund gewaschen und recht hörbar aufgestossen, zum Zeichen, dass es gut geschmeckt hat. Die Gerichte stehen auf einer vorgelegten Palmmatte, um welche die ganze Tischgesellschaft im Kreise hockt, was den Hamrán durch die mangelhafte Ausbildung der Waden sehr leicht wird. Selten findet man Fleisch. Tauben und Hühner werden mit grossen Quantitäten Pfeffer in Butterbrühe gekocht oder gebraten. Bei besonderen Feierlichkeiten wird in Wasser gekochtes Schafffleisch gegessen. Beim Schlachten eines Thieres, auch auf der Jagd, fasst der gläubige Sohn des Islam das Opfer beim Kopf und sprechend: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Gott ist grösser!“ („Jetzt bin ich gross, Gott ist aber noch grösser als ich!“) schneidet er mit raschem Schnitt die Halsschlagader durch. Als Getränk ist das bekannte Merissa in Gebrauch, bereitet aus Durrha, die die Gerste, und den milchigen Blättern der *Asclepias procera* (arab. Aäschr), die den Hopfen vertreten. Das Durrhalmalz wird in der Sonne getrocknet, zerrieben und mit hinreichendem Wasser fünf bis sechs Stunden gekocht, nach dem Abkühlen Hefe hinzugesetzt, das Ganze gären gelassen und das Merissa ist fertig. Ferner dient Wasser über sehr saure und hartgebackene, in der Sonne getrocknete Durrhafladen gegossen, als besonders erfrischendes Getränk.

Da die Hamrán nur äusserst wenig Feldbau treiben (sie bauen Durrha, Baumwolle etc.), so dienen zur Anfertigung aller dieser Arbeiten meistens eine Menge Slaven, die sich wesentlich schon durch die Tracht und Farbe (es sind hauptsächlich Schwarze) von ihren Gebietern unterscheiden. Ihr Oberkörper ist nur mit wenig Zeugstreifen aus schlechtem Stoff behängt, die männlichen Slaven dürfen keine Lanzen oder Schwerter als Waffen führen. Holz und Wasser schaffen sie herbei, reiben Durrha, und essen, trinken, schlafen und faulenzeln im Uebrigen nach dem Beispiele ihrer Gebieter. Wird ein Slave schlecht behandelt, so darf er sich einen anderen

Herrn suchen, die Angelegenheit muss jedoch von dem Schech oder einem Kadi (Richter) zuvor genau untersucht werden.

Während so das Leben der Erwachsenen in der angegebenen Weise verstreicht, tummeln sich die Kinder mit den herrlichen reh- bis isabellfarbenen Windhunden munter umher, richten die 3—4 Monate alten Thiere auf den Fang von Springmäusen ab und später auf den von Hasen und gewöhnen sie so an die Jagd. Mit 15 oder 16 Monaten ist der Hund ausgebildet; er wird jetzt überall hin mitgenommen. Sein Werth steigt mehr und mehr, man bezahlt für ein gutes Thier gerne den Werth eines Kamels, ja selbst den eines Pferdes. Der Eingeborene giebt ihm die grössten Schmeichelnamen und hütet ihn wie seinen Augapfel.

Nachdem wir so einen Ueberblick über Land und Leute gewonnen haben, sehen wir uns das eigentliche Jagdterrain der Hamrán, sowie deren Art und Weise zu jagen, näher an. Das gesammte Thierleben der Steppe entfaltet sich an den Ufern des Setit. Die Gegend ist hier hügeliger, das Ufer mit Affenbrodbäumen, Mimosén, Dumpalmen u. s. w. besetzt. Alle Thiere von den grössten bis zu den kleinsten, Raubthiere, Gazellen, Eichhörnchen, zahlloses Geflügel, darunter namentlich Perlhühner, kommen täglich wenigstens ein- oder zweimal zu dem Wasserspiegel herab um ihren Durst zu löschen. Hier finden sich Affen, Leoparden, Löwen, Hyänen, Füchse, Genettkatzen, Luchse, Mangusten, Nashörner, Elephanten, Büffel, Hasen, Igel, Stachelschweine, Erdferkel. Den Fluss beleben Krokodile, eine Menge grosser Fische, Nilperde u. s. w. Die Bäume sind mit prächtigen Seeadlern, Geiern, Falken, Ziegenmelkern, Bienenfressern, Drosseln, Nashornvögeln, vielen Taubenarten, Reihern, Marabus besetzt. Prachtkäfer umfliegen die Blüthen der Mimosen, Sandkäfer tummeln sich umher, viele Lauf- und Wasserkäfer finden sich, jedoch nur wenig Schmetterlinge. Die Elephanten kommen stets in grösserer Anzahl mit lautem Geräusch zur Tränke, niedergetretene Sträucher, abgebrochene Bäume bezeichnen ihren Weg. Sobald eine Heerde von einer umherstreifenden trefflich berittenen, gewöhnlich vier Mann starken Jagdpartie aufgespürt ist, verbergen diese sich unmittelbar an dem von der Tränke führenden

Pfade. Die Thiere nähern sich, einzelne sind schon vorüber, da sprengen plötzlich die Eingebornen mit grossem Geschrei mitten unter die erschrockene Heerde, die nach allen Richtungen auseinander läuft. Ein Riese wird abgeschnitten, keinen Ausweg findend, stürzt er sich laut trompetend auf den nächsten der Angreifer. Das Pferd herumwerfen und davon jagen, ist das Werk eines Augenblicks, das wüthende Thier folgt, nähert sich immer mehr und mehr, schon scheint es den Schweif des Pferdes mit seinem Rüssel erreichen zu können, da springt einer der übrigen drei, die sich so nahe als möglich gehalten haben, von seinem Sitze, das Schwert saust durch die Luft und fährt dröhnend in den einen Hinterfuss des Elephanten, dessen Sehnen und Adern zerschneidend, noch wenige Schritte und die Klinge fährt auch in den anderen Fuss. Schmerzens-töne ausstossend sinkt der Koloss hin, nach wenigen Minuten verblutend. Noch gefährlicher wie die soeben geschilderte Jagdweise ist die der Nichtberittenen, der ärmeren Klasse angehörenden. Sie suchen zwischen 10 und 12 Uhr Morgens das Lager des dann schlafenden Elephanten auf, schleichen behutsam heran und schlagen ihm mit einem Schläge den Rüssel ab. Sobald er aufspringt, fliegt das Schwert in die Hinterfüsse. Oft endet solche Jagd aber auch mit dem Tode eines der Jäger. Trotz dieser Mühseligkeiten und Gefahren können sich die Eingebornen zur Führung von Feuerwaffen nicht entschliessen, die nationalen Waffen erhalten stets den Vorzug. Das gewonnene Elfenbein, die Felle etc. wandern meistens nach Tokelat, Matama oder auch Kassala, um dort gegen Waaren oder Maria-Theresia-Thaler umgesetzt zu werden.*)

Wenige Jahre werden vergehen und die rastlos vordringende Civilisation wird auch an die Hamrán herantreten, ihnen zwar manchen Segen bringen, voraussichtlich aber auch manche langgewohnten Sitten und Gebräuche verschwinden machen. Ja vielleicht kennt man in nicht zu ferner Zeit nur noch den Namen dieses eigenartigen Stammes.

*) Der Maria-Theresia-Thaler, jene in ganz Nordostafrika gangbare Münze, hat den Werth von 4 M., jedoch nur dann, wenn er das Jahr 1780 und auf der Krone der Kaiserin 7 deutliche Aepfel trägt. Ferner müssen der Orden auf der Brust der Kaiserin, sowie unten die Buchstaben S. P. deutlich ausgeprägt sein.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg](#)

Jahr/Year: 1878

Band/Volume: [3](#)

Autor(en)/Author(s): Eckardt M.

Artikel/Article: [Abhandlungen. Sitten und Gebräuche der Hamran 73-83](#)